

Zeitschrift: Jahrbuch der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur
Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur
Band: 7 (1935)

Artikel: Unsere Stellungnahme zu der Revue-Operette "Grüezi"
Autor: Greyerz, Otto von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-986522>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unsere Stellungnahme zu der Revue-Operette „Grüezi“

Es sind bald drei Vierteljahre, seit die Revue-Operette «Grüezi» in Zürich ihre «Welturaufführung» erlebt und einen heftigen Meinungsstreit in der Presse und sonst entzündet hat. Zeit genug für viele Leute, die Sache zu vergessen und zu begraben. Einigen Mitbeteiligten mag es auch erwünscht sein, wenn das Geschehene nicht wieder aufgefrischt wird. Das Grundsätzliche daran, das sie nicht interessiert hat, kommt ihnen unbequem, und das Geldsäckliche, das sie allein interessiert, ist längst erledigt. Also wozu die unerquickliche Debatte erneuen? Das «Grüezi» war ein Bombenkassenerfolg; es hat das Stadttheater aus dem Sumpf des Defizits errettet, es hat 50,000 Theaterbesuchern in Zürich, Basel, Bern, Luzern Vergnügen gemacht — na also, was will man mehr? Nur weltfremde Idealisten und Pedanten können ein «happy end» wie dieses noch grundsätzlich bemängeln.

Aus dem Loche pfeift es allgemein bei den Anbetern des Erfolgs und der dickhäutigen Gemütlichkeit. Der Direktor des Zürcher Stadttheaters, der als Ausländer kein Verständnis hat für unsre Gewissensbedenken, schreibt mit satter Zufriedenheit: «Wir haben das Verdienst, eine anständige, saubere, fröhliche Unterhaltungsrevue herausgebracht zu haben, über die sich viele tausend echte, gute Schweizer gefreut haben» — er muss es ja wissen, was echte, gute Schweizer sind! — «und wir erdulden es lächelnd, dass wir damit wirklichkeitsfremden Eiferern die lang gesuchte Gelegenheit geliefert haben, in starker Pose vor die Öffentlichkeit zu treten.» Und der Schriftleiter der Schweizerischen Musikzeitung, der, obwohl selbst beteiligt, sich nichts weniger als begeistert über das «Grüezi» auslässt, meint entsagungsvoll: «Das Publikum hat gesprochen: vor seinem Spruch steht der Kritikus ... machtlos vis-à-vis, er streicht die Segel, verkriecht sich in ein Mauselloch, wo er nur noch leise knurrend die weitere Entwicklung verfolgt.»

Aber so geschwind streichen wir die Segel nicht. In Kunstfragen ist uns die bunte Menge, die die Großstadttheater füllt, nicht massgebend; sie fällt auf jede genügend ausgetrommelte Sensation, auf jede mit Schlagern gespickte, wenn auch noch so seichte Operette herein; die Erfahrung hat man. Und das Publikum, das solchen Eintagstriumphen erliegt, ist noch lange nicht das Schweizervolk. Das ist viel zu nüchtern, solid und gesund, um sich von einem Machwerk ausländischen Großstadtschwindels imponieren zu lassen. Auch sind wir der Ansicht, es sei nur zu rasch und zuviel Gras über das Geschehene gewachsen, und das Erscheinen unseres «Jahrbuchs» biete erwünschten Anlass, den Fall aus zeitlichem Abstand zu beurteilen und zwar als traurigen, beschämenden Fall und abschreckendes Beispiel. Es wäre doch möglich, dass jemand etwas aus der Erfahrung lernte. Unsere Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur ist die letzte, die stumm zusehen darf, wenn ein unserm Wesen fremder und schädlicher Geist sich auf der Bühne breit macht und unsern Bestrebungen hohnspricht. Seit acht Jahren treten wir ein für eine Erneuerung unseres Bühnenwesens aus den Kräften unseres eigenen Bodens und zur Erhaltung gesunden Volkstums. Wie könnten wir schweigen, wenn geriebene Ausländer, unbekümmert um die Gefährdung unsrer Eigenart, ihre

Kunstgeschäftsmethoden in die Schweiz verpflanzen und dafür bei Schweizern Unterstützung finden! Um so weniger dürfen wir schweigen, wenn der grosse Haufe der Theaterbesucher sich unfähig erweist, die fremdländische schlaue Mache zu durchschauen.

Schon das Aushängeschild «Grüezil» ist bezeichnend für das fremdländische Machwerk. Dieser schweizerdeutsche Gruss, hier eine mit vorgetäuschter Vertraulichkeit dargestreckte Hand, hat einen falschen, heuchlerischen Ton. Man merkt die Absicht (wenn man sie merkt!) und man wird verstimmt. Dieser Gruß hat nämlich weder mit dem Inhalt der Operette noch mit ihrem Geist etwas zu tun. Er ist auch, abgesehen von dem hereingezerzten «Lueget vo Bergen und Tal» das einzige Schweizerdeutsch im ganzen Stück. Und es ist kein Gruss von Freunden oder auch nur Kennern unsres Landes, sondern von Spekulanten, die mit unsrer Gutmütigkeit ein Geschäft machen wollen. Schweizer Militär, Schweizer Jodler und Fahnenschwinger, Schweizer Trachtenmädchen und semmelblonde Sennerinnen (aus Oesterreich bezogen) werden aufgeboten — aber ist das wirklich schweizerisch? Fühlen wir uns daheim in dieser Umgebung? Mir ging es wie andern beim Zuschauen: es lief mir ein Schauer den Rücken hinunter vor dieser schamlos verlogenen Mache und, nicht weniger, vor der lachenden, klatschenden Menge, die nichts von dem Betrug merkte. «Den Teufel spürt das Völklein nie, und wenn er sie beim Kragen hättel» Es ist ein gar so amüsanter Teufel, der da Schindluder treibt mit unserem Volkstum.

Und nun der Inhalt. Hat er mit schweizerischem Sein, Denken und Fühlen das Mindeste zu tun? Oder steckt vielleicht eine boshafte, aber träge Satire dahinter? Nicht von ferne. Ein kleinlicher, oberflächlich spässelnder Geist, viel zu unwissend, um unsre Verhältnisse scharf zu beleuchten, viel zu feig und vorsichtig, um uns saftige Wahrheiten zu sagen, viel zu verdorben überhaupt, um in ein befreiendes Lachen auszubrechen, reiht seine Witzchen und Mätzchen aneinander, immer wieder was Neues, Verblüffendes, damit nur ja kein Nachdenken aufkommen kann über dieses verwirrende Potpourri.

Was ist nun also der Inhalt? Ein Berghotelier namens Blümli hat drei Söhne, die sinnigerweise den gleichen Namen in drei Sprachen tragen: Franz, François, Francesco. Diese, aus dem Militärdienst heimkehrend, verlieben sich alle drei in eine hübsche Wienerin, die der Vater zur Hotelsekretärin gemacht hat. Der ebenfalls verliebte Vater Blümli schnappt sie ihnen aber weg, meint es wenigstens, denn öffentlich bekennt sie: «Er wird mein Mann und ich werd' seine treue Frau.» Die treue Frau sieht ihre Dummheit sofort ein, als der Unüberwindliche, ein berühmter Filmstar, erscheint, dem sie flugs in die Arme fällt. «Was wär' denn ich, wenn du nicht wärst!» Auch die gleichnamigen Gebrüder Blümli erholen sich prompt von ihrer Liebe zu Gritli und ihrem «Gritlischwur» (der Glanzwitz der Revue!), indem sie von drei hergereisten Ausländerinnen, auch fast gleichnamigen: Marie, Marianne und Marietta, durch Zärtlichkeiten entschädigt werden. Nachdem nun alle in der Liebe ausgewechselt sind, singen sie zum Schluss vereint:

Was wär' denn ich, wenn du nicht wärst?

Seit ich dich liebe, Liebling, leb' ich erst.

Und von diesem (x-mal wiederholten) Schlager widerstandslos gerührt, gibt das tit. Publikum jeden kritischen Gedanken auf und verlässt den Musentempel

mit dem stolzen Gefühl, sich an einer schweizerischen Revue-Operette ergötzt zu haben. Endlich ist es erreicht! Fast wie eine wienerische oder berlinerische ist diese Schweizerrevue! Unsre Milizsoldaten sehen fast so schneidig aus wie Kaiserjäger, unsre Trachtenmeißen geben den bairischen Operettendirndl nichts nach, sie tun gerade so lüstern kokett wie jene und schwingen die Beine so hoch wie sie. Und für das Gemüt ist doch auch gesorgt: «Lueget, vo Bergen und Tal» ist doch ganz herzig mit seinem «Sternli, liebs Sternli, guet Nacht!». Und dann der Berner Marsch und Gottfried Kellers «Heisst ein Haus zum Schweizerdegen», von der Oesterreicherin Griffl mit tiefem Verständnis gesungen, — nein, nein, unsre Schweiz wird auch zu Ehren gezogen, mit ihren Dichtern, ihrem Militär und ihrer Dreisprachigkeit. Und was sonst noch alles zu unsrer Bildung beizutragen bestimmt ist: Hollywood, Alt-Heidelberg, Lilian Harvey, Budapester Kalbsgulasch, Wenn der Kongress tanzt, Appenzeller Gschnezzeltes, Sex appeal, Jodelnde Schildwachen, Roosevelts Wirtschaftsplan, Marlene Dietrichs Beine, Ich bin ein Schweizerknabe und hab den Tonfilm lieb usw. usw. Wie gesagt, wir dürfen uns endlich sehen lassen —

Was man in Kalifornien kann,
Kann man auch in der Schwyz!

— Also mit dem Inhalt ist es nichts. Ein saft- und kraftloser Salat aus verbrauchten Operettenmotiven. Keine einzige Figur von schweizerischem Gepräge. Man nehme nur den Wirt Blümli. Wenn er sein Berghotel zum Wildenmann betrachtet, wie das zum «Wolkenkratzerli» gewachsen ist, «so lieb und traut», dann denkt er innerlich:

Es ist zum Küssen!
Sie müssen wissen:
Der wilde Mann bin nämlich ich!

Und wenn er von seinen drei Söhnen redet, so wird ihm auch küsserisch zumut:

Ich möcht' sie tätscheln
Und gern verhätscheln
Und sie bewahren vor dem kleinsten Mückenstich.

Das ist so Urschweizerart: alles zum Küssen und Hätscheln lieb! Das Stück sei witzig, hat einer geschrieben. Einige Pröbchen dieses Witzes gefällig? Etwa aus dem Idyll auf der Alm?

Was macht eine Sennerin allein auf der Alp?
Sie schaut auf die Kuh und die Kuh schaut aufs Kalb.
Das Kalb, ja das schaut auf den Ochsen nur hin,
Und der Ochs, der schaut wieder auf die Sennerin! (S. 32)

Konnte diesem Dichter kein Mitarbeiter sagen, dass es in unsern Bergen keine «Sennerin allein auf der Alp» gibt, und wenn es sie gäbe, dass sie uns für eine Operettenfigur zu gut wäre? Und konnte ihn keiner von den geschmacklosen Anzüglichkeiten auf achtbare Filmschauspielerinnen zurückhalten:

Sogar die Kuhmagd, die wackelt so
Mit einem Greta Garbo-bol (S. 21).

Zu einem Kalauer, bei dem man nicht einmal mit auf reagieren kann, muss ihm der Name Lilian Harveys dienen:

Hat eine Kopfweh, so sagt sie gern:
Ich habe Harvey — das ist modern.

Noch so ein Kalauer aus dem Alpenidyll:

Was macht denn ein Filmregisseur auf der Höh?

Er trinkt eine Milli und sucht ein Milieu! (S. 33).

Doch genug der elenden Witzelei, Wortspielerei und Faxerei. Das alles mag für ein versimpeltes Wiener oder Berliner Publikum gut genug sein; in einer ausdrücklich schweizerischen Operette ist es eine unerträgliche Stilwidrigkeit. Dass ein ausländischer Musikverleger auf den Gedanken einer Revue-Operette mit schweizerischem Milieu kommen konnte, ist begreiflich und macht seinem Geschäftssinn — leider — alle Ehre. Wir empören uns auch gar nicht nach dieser Seite. Wir empören uns nach der Schweizer Seite, die so schwach und feige war, dem Plan Vorschub zu leisten und wider besseres Wissen ein Vätererbe, das uns teuer sein soll, für ein Linsengericht zu verschachern. Wider besseres Wissen. Darum haben diese Herren sich hinter Decknamen versteckt. Sie haben wohl gewusst, dass sie mit ihrem ehrlichen Bürgernamen eine andere Kunst und Gesinnung vertreten, und darum haben sie sich geschämt. Ein Jakob Rudolf Welti, Redaktor der Neuen Zürcher Zeitung und rühmlicher Dichter der «Fahnen über Doxat», ein K. H. David, Leiter der Schweizerischen Musikzeitung, und wer sonst noch von Söhnen der Helvetia sich unter den Pseudonymen ducken mag, — sie tragen die Verantwortung, nicht jene Ausländer, denen unser Vaterland schnuppe sein kann. Es hilft nichts, dass hinterher in der Musikzeitung abgeblasen wird — am Anfang hätte der sichere Instinkt sich regen und der Mut da sein sollen. Zürich war das Einfallstor dieser geistigen Fremdeninvasion; Zürich hätte gescheit und fest und schweizerisch genug sein sollen, um sie abzuwehren. Als das Einfallstor zusammenbrach, troffelten die andern Städte nach. So geht es leider Gottes. Nicht das Volk, die Vertreter der höchsten städtischen Bildung sind schwach gewesen; sie hätten zu diesem «Grüezil» — Mach dass d'furchunsch! sagen müssen. Aber so ist es mit diesem hochgezüchteten Intellektualismus: er erklimmt die höchsten Stufen reingeistiger Leistung — und versagt in Entscheidungen ursprünglichen Gefühls.

Dank sei den ersten Männern, die aufgestanden sind und die beschämende Sache beim Namen genannt haben: Ernst Laur, Felix Möschlin, August Steiger, J. B. Hilber. Diese wenigstens sind mir bekannt geworden; sie haben nicht nötig gehabt, ihre Namen zu verleugnen. Gut, dass wir für die Zukunft treue Wächter wissen, die frisch ins Horn blasen und nicht erst andre fragen, in welcher Tonart.

O. v. Greyerz, Bern.

Neues vom Schaffen schweizerischer Dramatiker *)

Der Ueberblick übers gegenwärtige Schaffen der Schweizer Dramatiker soll nicht im Zeichen der Reklame, sondern rein vermittelnd geschehen. Nicht um Ruhm soll geworben werden, sondern um Verständnis. Ich halte mich

*) Aus einem Radiovortrag.